

Giekenes Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenes Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Weihnachten rückte heran, ohne daß im Befinden der Baronin eine Besserung eingetreten wäre. Aber sie fühlte sich auch nicht kränker. Und Fritz von Winkelberg faßte wieder etwas Hoffnung. Auch Doktor Bielschowsky, der jede Woche nur noch einmal nach Brieglawe kam, wurde wieder nützlicher. Die schlimme Zeit war überstanden.

Er versprach für eine Wärterin und für eine Amme zu sorgen, wünschte vergütete Feiertage und fuhr wieder ab.

Aber das Vergnügen blieb aus. Am Abend ließ sich Karl Ruppert, der lange, graue Förster, bei dem Herrn Baron melden und wurde auch vorgelassen.

Er machte die Meldung, daß im Südbrevier größere Holzdiebstähle vorgekommen seien, und bezeichnete auch den mit Namen, den er deshalb in Verdacht hatte. Es war ein kleiner Häusler aus Alfsee.

„Haben Sie Beweise?“ fragte Fritz von Winkelberg.

Der Förster schüttelte den Kopf.

„Wie können Sie dann den Mann verdächtigen!“ wies ihn der Baron zurecht, ohne ihm weiter weh tun zu wollen. „Er hat ein paar Stangen gestohlen! Was liegt daran? Er wird eine warme Stube haben wollen. Der Wald ist so schlecht, daß er kein Fallholz gibt. Da ist es doch ganz erklärlich, daß man ein paar Stangen abschneidet.“

„Ja!“ flötete der Förster verblüfft. „Wenn der Herr Baron so denken!“

„Es kommt auf ein paar Stangen nicht an!“

„Wie der Herr Baron befehlen!“ erwiderte der starrsinnige Grünrod, dem aber die armseligen Stangen, die er selbst gepflanzt hatte, näher am Herzen standen. „Ich mein halt, wenn wir der Herr Baron das nicht verübeln will, ich mein halt, daß es nicht dabei bleiben wird!“

„Abwarten!“ rief Fritz von Winkelberg und winkte ab.

Und es blieb nicht bei den Stangen. Drei Tage vor dem Weihnachtsfest entdeckte August Knorred, daß unten an der Chaussee wohl an die zweihundert zehnjährige Fichtenstämmchen abgehackt und entfernt worden waren. Wohin sie den Weg genommen hatten, war nicht herauszufinden, denn der Diebstahl war in der Nacht ausgeführt worden. Es waren vor der Weihnachtszeit viele Waggons mit Christbäumchen nach Breslau und Polen verfrachtet worden. Die Alfseer wollten nichts bemerkt haben.

„Bepflanzen Sie den Fleck frisch!“ befahl Fritz von Winkelberg, dem es widerstrebt, den Diebstahl zur Anzeige zu bringen, und der alte Förster zog wieder unverrichteter Sache ab, nicht ohne auf der Treppe mehrmals unwirsch in den grauen Bart zu brummen.

„Wenn es nur dabei bleibt!“

Auch August Knorred versuchte in dieser Sache vergeblich sein Glück.

„Wir werden den Schuldigen doch nicht finden!“ wies ihn der Baron ab. „Ich bin augenblicklich außerstande, mich den Aufregungen eines Prozesses zu unterziehen, zumal, wenn er vergeblich ist.“

Und August Knorred mußte ihm im stillen beipflichten, denn Fritz von Winkelberg war in den letzten Wochen gesundheitlich sehr heruntergekommen.

Am Weihnachtsabend schmückte Hedwig für Cäcilie einen Christbaum, und die kleine Baroness bestaunte mit verwunderten Augen die unbekannte Pracht. Aber zu einer rechten Weihnachtsfreude wollte es im Schloß nicht kommen. Das Leiden der Baronin lag auf allen Anwesenden, und bald verlöschten die hellen Lichter des dunkelgrünen Baumes.

Drei Tage nach Neujahr wurde die Baronin entbunden. Es war ein kräftiger, gesunder Knabe, der das Haus mit seinem Geschrei erfüllte. Doktor Bielschowsky, der schon am Tage vorher gekommen war und die Wärterin und die Amme gleich mitgebracht hatte, freute sich, daß die Geburt ohne die gefährlichen Komplikationen verlaufen war, blieb noch einen Tag und fuhr dann mit Glückwünschen nach Zburotschin zurück.

Fritz von Winkelberg hatte einen Sohn. Jetzt erst war er in Wirklichkeit der Besitzer von Brieglawe. Der Majoratserbe war geboren worden!

Die Wöchnerin lag in den weißen Kissen, blaß und stumm. Es war, als hätte sie den Rest ihrer Kraft dem Kinde mitgegeben. Sie konnte nicht sprechen. Selten öffnete sie ihre Augen. Wie ein Bild aus Marmor lag sie da, und ihre Atemzüge wurden immer schwächer.

Als Doktor Bielschowsky kam, hatte sich schon das Fieber eingestellt. Die Kranke begann zu phantasieren, trampfartig und wild, als wollte sie sich an das Leben klammern, das ihr zu entschlüpfen drohte. Doktor Bielschowsky ließ die Hände ruhen und sah den Baron an. Da saß sich Fritz von Winkelberg aufs Herz, schwankte in sein Zimmer und schlug ohnmächtig zu Boden.

Eine Stunde später hatten Cäcilie und ihr kleines Brüderlein keine Mutter mehr. Hedwig brachte das Mädchen, das heftig weinte, ins Zuspätkörhaus, legte es zu Bett und sang es in den Schlaf.

Am Abend des dritten Tages wurde Malvine von Winkelberg durch den weißen Schnee des Parkes zur Gruft getragen. Nur der Baron schritt hinter dem Sarge her. Lange saß er einsam in der Grabkapelle. Dann ließ er die Toten und kehrte zum Leben zurück. Aber er schritt gesenkten Hauptes daher. Das Leid hatte seine Schläfen gebleicht und um seine Augen scharfe Falten gegraben.

XVI.

Doch das Winkelbergische Herz hielt stand. Es war stärker als der Gram. Allmählich erholte sich der Baron. Seine Liebe übertrug sich auf die beiden Kinder, die Hedwig unter ihre Obhut genommen hatte. Denn die Wärterin ging nach

einigen Worten fort, weil sie sich in Bdurotschin verpflichtet hat, und die Amme mußte man auch bald entlassen, weil sie unbrauchbar wurde. August Knorred fand es ganz in Ordnung, daß Hedwig die Pflege der Baroness und des kleinen Barons, der den Namen Günther erhielt, weiter übernahm. So hatte sie etwas zu tun, und man sparte außerdem einen Diensthofen, auf die doch kein Verlaß war. Auch Frau Knorred fand daran nichts auszusetzen. Nur als Hedwig durch eine kleine Erkältung Cäcilien's gezwungen wurde, eine Nacht im Herrenhaus zu verbringen, legte die Mutter Protest ein.

„Es paßt sich nicht!“ behauptete sie energisch. „Was werden die Leute sagen!“

„Was paßt sich nicht?“ gab der Inspektor zurück.

„Daß Hedwig mit dem Baron unter einem Dache schläft!“ erieferte sich die Mutter.

„Traust du deiner Tochter was Schlechtes zu?“

„Aber die Leute!“

„Die Leute können mir den Bude! langrutschen!“

Frau Knorred schlug in ratloser Verzweiflung die Hände zusammen.

„Das sind Redensarten!“ fuhr August Knorred ärgerlich fort. „Entweder deine Tochter ist ein anständiges Mädel, dann braucht sie keinen Aufpasser. Oder sie ist es nicht, und dann hilft das Aufpassen nichts. Punktum! Laß die Leute reden, wenn sie nichts Besseres zu tun haben!“

„Aber denk doch,“ rief Frau Knorred, fast zu Tränen gerührt, „Hedwig muß sich doch mal verheiraten!“

„Muß?“ fragte er zweifelnd. „Das ist ihre Sache. Dummheit, immer gleich das Schlimmste zu denken! Und wenn sie einer nicht mag, weil sie an zwei unmündigen Waisen wie eine Mutter getan hat, dann ist er sie nicht wert.“

Dabei dachte er an Thomas Hauschild.

„Sie ist doch nur ein schwaches Mädchen!“

„Das ist sie nicht!“ rief August Knorred überzeugt.

„Wofür ist sie meine Tochter. Und unser Herr Baron ist ein Kavaliere.“

„Eben deswegen!“ trumpfte die Mutter auf und holte ihr Taschentuch hervor, um es an die Augen zu drücken. „Du bist blind. Und was du Hedwig zuviel gibst, läßt du den armen Hugo entgehen.“

„Fängst du mir schon wieder damit an!“ schalt August Knorred ungehalten und stand auf. „Das ist kein Mädel, sondern ein Junge, und dem muß man die Zügel ein bißel straffer anziehen. Und hat's nicht gut getan? Jetzt merkt er wenigstens, wie es ist, wenn man sich selbst sein Brot verdienen muß.“

„Aber er ist doch unter die Zeitungsschreiber gegangen!“ warf Frau Knorred ein und vergoß nun wirklich eine Träne. „Und wir wissen nicht einmal, bei welcher Zeitung er schreibt. Wenn er nun bei den schrecklichen Sozialdemokraten sitzt!“

„Unfinn!“ wies der Vater diese grundlose Annahme von sich. „Das Jahr ist ja bald herum. Und wenn er Juli nach Hause kommt, will ich ihm schon den Kopf zurechtsehen.“

Frau Knorred ergab sich in ihr Schicksal und seufzte geduldig.

Bald darauf sollte der kleine Baron getauft werden.

„Ben wünschen der Herr Baron als Taufpaten zu haben?“ fragte August Knorred.

Ratlos stützte Fritz von Winkelberg den Kopf in die Hände. Er hatte niemand, den er zum Bevatter bitten konnte. Seit der Wahl hatte sich sein Verhältnis zu den benachbarten feudalen Grundbesitzern noch verschlechtert.

Plötzlich lächelte er verächtlich.

„Was meinen Sie zu meiner lieben Stiefmutter?“ fragte er sarkastisch.

August Knorred stand regungslos.

„Machen Sie einen besseren Vorschlag!“ lenkte der Baron ein.

„Ich habe an Doktor Bielschowsky gedacht.“

„Gut!“ stimmte ihm Fritz von Winkelberg bei. „Genügt einer?“

„Wenn der Herr Baron mit mir vorlieb nehmen wollten!“ schlug August Knorred vor.

„Bravo!“ rief der Baron und drückte seinem Inspektor die Hand. „Und wenn Doktor Bielschowsky absagen sollte, bitten Sie Herrn Gassel in meinem Namen.“

Das erübrigte sich, denn Doktor Bielschowsky sagte zu. Mehr Schwierigkeiten waren bei dem Pastor in Luschelau zu überwinden, der verstimmt war, daß man ihn nicht beim Begräbnis der Baronin zugezogen hatte. Doch August Knorred wußte ihn zu versöhnen, und die Handlung wurde im Briklauer Herrenhause vollzogen. Hedwig trug den Täufling, der mit seinen klaren, hellblauen Augen schon verständlich um sich blickte.

Dann verging der letzte, graue Wintersehnee. Wieder wühlten die Pflüge den braunen Boden um. Die Frühjahrsbestellung begann. Die beiden Karpenteiche wurden mit einsömmeriger Brut besetzt, die der alte Abraham in Fässern von Grabowitz herüberbrachte. Karl Ruppert, der Förster, bepflanzte die kahle Stelle bei Allsorge im Südrvier, wo im Dezember die Fichten gestohlen worden waren, mit kleinen Böglingen seiner Baumschule. Hinter dem Schweinestall wurde ein Saugatter angelegt, und der Pferdestall auf dem Vorwerk mußte neu eingedeckt werden. In all diesen Arbeiten nahm Fritz von Winkelberg regen Anteil. Mit Aufgang der Sonne schon war er auf den Weiden, schritt, meist an August Knorreds Seite, über die Felder, beaufsichtigte die Arbeiter und fand in dieser ununterbrochenen ermüdenden Tätigkeit das Vergessen seines Schmerzes. Er wurde ein Landwirt, wie August Knorred einer war, bewegte sich fast nur im Freien, trotzte dem rauhen Märzwind und den Aprilschauern, und seine Gesundheit kräftigte sich zusehends. Und allmählich kam wieder das stille Lachen in seine Augen. Der Gedanke an den Tod, der das Glück von seiner Seite gerissen hatte, verlor den Schrecken und die Verzweiflung. In ihren Kindern, in seinen Kindern, fand er die Verstorbene wieder. Und er wollte leben! Wirken und schaffen wollte er für sie und Briklawe halten für seinen Sohn.

Thomas Hauschild hatte den Winter gut überstanden. Das Glück im Spiel, das er bei Franz Wiegelt und bei Dubeck in Bdurotschin abwechselnd versuchte, war ihm treu geblieben. Sein Reitpferd hatte er bezahlen können. Desters als vorigen Winter sprang er vor dem Hotel zur Sonne aus dem Sattel, um sich mit seinen Spielgefellern eine Nacht um die Ohren zu schlagen. Selten sah ihm ein weibliches Auge mit Bewunderung nach. Hier wirkte noch zu stark Karl Bdurotschins Testament. Sogar die drei niedlichen Töchter des Oberförsters Kochalle waren unter die Haube gekommen. Deshalb auch war der diesjährige Faschnachtsball schlankweg ausgefallen. Trotzdem hatte Thomas Hauschild den Winter gut überstanden.

Um so unfreundlicher ließ sich für ihn das Frühjahr an. Pelagia Dubin, mit der er zuweilen zusammentraf, doch nur in später Nachtstunde, um nicht erkannt zu werden, war plötzlich spröde geworden. Sie hielt es am Abend mit Daniel Zpuppach, der sich vorsichtig drückte, sobald der Herr Assistent auf dem Plane erschien. Doch Thomas Hauschild wußte ihm für diese Aufmerksamkeit keinen Dank. Er fühlte deutlich, daß Pelagias Sprödigkeit eng mit Daniel Zpuppach zusammenhing, und nahm sich den Polack besonders aufs Korn, um ihn von Briklawe wegzubringen. Doch Daniel Zpuppach ließ sich nichts zuschulden kommen, war rührig wie ein Dhrwurm und fleißig wie eine Biene, daß es sogar August Knorred auffiel. Aber er bemerkte auch, daß Thomas Hauschild eine Pike auf ihn hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Pflege des Heimatsinnes.

Von A. Bohler.

Ein großer gewaltiger Zug geht durch unsere Zeit. Wie buntfarbige Blüten bricht es auf, hier und dort, langsamer und schneller, überall in deutschen Landen der herrliche Gedanke eines Selbstbestimmens des deutschen Mannes auf seine in ihrer Eigenart bestehende deutsche Heimat. Gleichsam über Nacht sind die Begriffe Heimatschutz und Denkmalpflege die wegweisenden Fadelzeichen geworden. Viel ist ja schon von Männern und Frauen gesehen, denen es an rechter Einsicht und zäher Kraft nicht mangelte, um das Deutsche in unserem Lande wirklich heimisch und allgemeingültig zu machen. In Geschichts- und Altertumsvereinen, Heimatvereinen für Kunst- und Wohlfahrtspflege, Verschönerungsvereinen, in Vereinen zur Pflege der Heimatkunst ist in den letzten Jahren eine rührige Tätigkeit entfaltet worden, aber die entgegengerichteten Kräfte sind immer noch zu stark, als daß eine allgemeine, das ganze Volk ergreifende Bewegung entstehen könnte. Was wir von unseren Vätern ererbt, wir wollen es in Ehren halten; aber nicht nur das, auch mehrern und bevolls-

Kommen wollen wir diese Schätze. Nicht einzelnen zum Genießen, zur Freude, nein, zum Jungbrunnen der Befundung der deutschen Volksseele soll unser Streben führen. Die Erkenntnis muß jeder einzelne gewinnen, daß das Straßen-, Dorf- und Landschaftsbild ein kunst- und kulturgeschichtliches Erbe ist, das durch aufringliche, unschöne Neubauten ebenso verdorben werden kann wie durch Beseitigung wesentlicher charakteristischer Teile des Vorhandenen. Kein Gedanke daran, die berechtigten Forderungen der neuzeitlichen Verkehrs- und Schranken der modernen Heimatdichtung zu opfern. Die Freunde des Heimatdichters sind ja auch moderne Menschen und nicht so töricht, sich der Erkenntnis zu verdrücken, daß sich die Zeiten ändern und wir mit ihnen. Was man im Namen verständnisvoller Heimatdichtung fordert, ist im wesentlichen zweierlei: einmal, daß man alte Schönheiten nicht unüberlegt beseitigt, wenn sie sich ebensogut erhalten lassen, und zweitens, daß man, wenn etwas Neues an ihre Stelle gesetzt werden muß, man Bedacht darauf nehme, das Neue der Umgebung in charakteristischen Formen anzupassen. Wenn es wahr ist, daß auf der Heimatliebe sich die Vaterlands- und Liebe aufbaut, dann ist die innige Pflege ersterer eine heilige Pflicht jedes Vaterlandsfreundes.

Wie aber wird dieser Pflicht genügt?

1. Dadurch, daß man die Stammeseigentümlichkeit in Bauart, Sprache, Sitten und Gebräuchen erhält.

2. Daß man diese Eigenart als historisch begründet und darum als etwas Wertvolles anerkennt.

3. Daß man das Erbe der Väter als ein teures Vermächtnis übernehme und in verständigem, liebevollem Sinne weiterpflegen lehrt.

Leider hat man es vielfach verlernt, die trauten Pfade zu wandeln, die durch die heimatischen Gefilde führen und hat fremde Wege aufgesucht, bei deren Betreten man jene innige, harmonische Stimmung einbüßt, die nur da entstehen kann, wo der Mensch als ein zu der Umgebung gehöriger Teil sich fühlt. Daher kommt es auch, daß man das eigenartig Schöne, das Charakteristische einer Gegend oft nicht sieht und nicht begreift. Wie wäre es sonst möglich, daß man bei der Feldbereinigung jedes Naturdenkmal, jede Hecke, ja ganze Baumgruppen gleichsam vom Boden wegrafft! Als Beispiel ganz in unserer Nähe nenne ich nur den auf diese Art ganz und gar nicht, öde und einsam gewordenen H e f f e r an der Bahn zwischen Me i n - V i n d e n u n d N e u c h e i m. Kein Spaziergänger mehr, selbst Vögel wie Storch, Elter, Wiedehopf und Eisvogel haben sich verzogen und können für unsere Gegend als ausgestorben betrachtet werden. Und wenn nun gar noch das Verbindungsgleise der Köln-Mindener- mit der Rhein-Weserbahn fertiggestellt ist, dann ist weiter der schöne freie Blick ins liebliche V o h n t a l durch einen hohen Bahndamm genommen, das so freundlich im Tal grühende M i l l e n d ö r f e r W ä l d c h e n wird abgeschoben und als Auffüllungsgrund verschleppt werden, und der einsam daherziehenden Landstraße wird wieder ein Stück Poesie genommen. Der Gesamteindruck M e i n - V i n d e n s leidet schwer unter dieser im Bau begriffenen V i n e n f ü h r u n g und wird nie wieder gut zu machen sein. Festungsartig von Bahndämmen eingeschlossen wollen wir doch nicht in einen Dornrosenschlaf verfallen und auf den beskreidenden Ruh des Frings warten, sondern erst recht darüber wachen, daß uns die Zukunft nicht noch mehr einengt und damit Liebe zur Heimat verleidet. Die Bahn schafft wohl Leben und Betrieb, aber niemals eine Idylle.

Gerade in unserem Heimatland werden solche Gewaltakte besonders schmerzhaft empfunden. H e f f e n ist nun einmal das Land der altdeutschen Erinnerungen und waldumrauschter Bauernhöfe. Es scheint, als habe der tiefgewurzelte Eindruck dieser Erinnerungen die Dörfer und den Bauer an einem von alters hergebrachten Ackerbaubetriebe geschichtlich festhalten wollen. Denn in dem materiellen Fachwerkhäusern, die von einer sorgsam gepflegten, örtlichen Ueberlieferung von Gau zu Gau verschieden gebildet sind, ist der Ackerbau allein der Gebieter der wirtschaftlichen Verhältnisse, dem sich neuerdings die Industrie zugesellt hat. Die Dörfer unserer engeren Heimat wärentieren sich meist als Straßen- und Hausendörfer. Sie sind gerne in den Tälern oder auf flachen Erhebungen angelegt; die Häuser drängen sich zusammen, so daß die Höfe eng werden, die Verbindungswege vielfach über den Hof des Nachbarn führen. Die Vorliebe für den Baum innerhalb des Dorfes, die materielle Wassermühle am Eingang, die Dorfstraße, der Vieh- und Leierbrunnen und ein Kranz wohlangelegter Gärten, sie alle treten charakteristisch in das Dorfbild ein. Die Wohnungen mit ihrer Einrichtung, die Häuser, die Gerätschaften, die Landschaft mit ihren Ruinen und sonstigen Denkmalen der Vergangenheit, mit ihrer Pflanzen- und Tierwelt sind der Rahmen, in dem sich das ganze Volksleben abspielt, und empfangen ihren Wert durch ihre enge Verknüpfung mit dem Denken, Fühlen und Handeln des Volkes; wer sie schätzt, will dadurch zugleich dem Leben, das dieser Rahmen einschließt, seinen Wert und seine Eigenart bewahren. Die alte Dorfstraße mit ihrer weitaufladenden Laubkrone soll in erster Linie nicht deshalb geschützt werden, damit der Städter auf seinem Ausflug einen wohlthuenden Eindruck mehr empfängt, sie verdient Schutz um der Menschen willen, die um sie herum wohnen, die unter ihrem Schatten Nahrung finden, die unter ihren Zweigen tanzen und spielen, deren Lied von ihr singt und deren Sage von ihr erzählt. Wer einen solchen Baum fällt, der zerstört nicht bloß einen Gegenstand des wohlgefälligen Genusses, sondern

er vernichtet auch ein gutes Stück Volksleben; er zerstört einen Wert, der sich in Zahlen nicht berechnen läßt; er lockert das Band, das den Einzelnen an sein Geschlecht, an seine Heimat, an sein Volk knüpft und heilige Erinnerungen, indem er einen ehrwürdigen Zeugen der heimatischen Vergangenheit, der zu Generationen geredet hat, zum Verstummen zwingt. Und so handelt es sich auch bei dem Schutze der Volkskunst zunächst nicht darum, Bauernmöbel und Gerätschaften in die Wohnungen und Museen der Städte zu versetzen, damit sie dort mit und ohne Verändertes angesehen werden, sondern es gilt, sie möglichst denen zu erhalten, zu deren Lebenskreis sie gehören. Gerade so ist es um den Schutz der heimischen Tierwelt bestellt. Wenn im Landschaftsbild alles Pflanzwerk, jede Hecke, jeder Baum schonungslos entfernt wird, dann ist ein großer Teil unserer geliebten Freunde und Helfer aus der Vogelwelt vor die entscheidende Frage gestellt: entweder auszuwandern, oder elend umkommen.

Betreten wir ein Dorf, das weitfern der städtischen Kulturzone weit entrückt ist, so fällt uns zunächst eine gewisse Einseitigkeit beim Hausbau auf, die bedingt ist durch bestimmte Bauordnungen von ehemals, durch Beschränkung in der Wahl der Werkzeuge, durch Benutzung selbsterzeugter oder von der Heimat dargebotener Materialien (krumme Hölzer beim Fachwerkbau) und nicht zum wenigsten durch eine gewisse Kontrolle, die beim festlichen Bauheben von der ganzen Dorfgemeinde geübt wurde. Hierzu kommt noch der Umstand, daß die meisten Handwerker ihre Arbeit nicht zu Hause in ihrer Werkstatt fertigt lieferten, sondern als Kossägen beim Bauherrn die Zimmer- und Schreinerarbeit in dessen Behausung und unter dessen stetiger Aufsicht anfertigten, so daß ein Sprung in eine neue Formwelt so gut wie unmöglich war. Wie prächtig stellt sich doch das so entstandene schmucke Fachwerkgelände dar mit den geschlitzten Balken, den verzierten Böden, dem überdachten Einfahrtstore, an welches sich ein mit zierlich ausgestatteten Oberteil versehenes Seitenpörtchen anschließt!

Oberheffen ist das Land des Holzbaues, da erwacht uns die Pflicht, die altbewährten Zeugen, die uns einen Blick in die Holzbauskunst des Mittelalters eröffnen, auf das sorgfältigste zu erhalten. Ein weiteres Erkennungszeichen unserer oberheffischen Dörfer sind nicht die schurgeraden, sondern die winkligen und krummen Straßen, in denen die Häuser gleichsam aus der Reihe hervortreten, als wollten sie dem Ankommen eines fremdlichen Gruß bieten. Wie einformig, geschmacklos und häßlich wirken die in den letzten Jahrzehnten angelegten, schurgeraden Straßen unserer Dörfer mit ihren stillen Fachwerkfenstern (ein tragisches Beispiel dazu die Ludwigsstraße in Heuchelheim und Gießen) neben den alten krummen Gassen mit ihren trauten, bunten Fachwerkfenstern! Und wenn dann auch noch auf weißem Gefache Inschriften angebracht sind, die von der Erbauung des Hauses in freier oder gebundener Rede berichten, in einem Bibelspruch oder Gesangbuchvers von dem frommen Sinne und Gottvertrauen des Bewohners Zeugnis ablegen, oder alte Bauernweisheit in sinnigen Reimen widerpiegeln, die Reder und Spötter zurückweisen, gelegentlich auch einmal in origineller Form dem Vorübergehenden ein Scherzwort zurufen — dann verdient ein solches Haus, daß man mit wohlgefälligem Blick einen Augenblick vor ihm halt macht.

Mit demselben Recht, wie das Volk an den alten Hausnamen festhält, soll man auch auf die Erhaltung der herkömmlichen Straßennamen Bedacht haben. Solche alte Namen haben ihre Eigenart und Bedeutung. Sie sind verwachsen mit dem Ort, zu dem sie gehören. Und nicht nur das, sie haben auch Wert als geschichtliche Urkunden. Bei Benennung neuer Straßen sind in erster Linie die alten Flur- und Gewannamen zu berücksichtigen.

Die letzten Zeugen geschichtlicher Erinnerungen, wie Mauerreste, Türme, Reste ehemaliger Befestigungen, die schon seit Jahrhunderten als solche ihrem Zwecke nicht mehr dienen, besonders aber diejenigen, welche mehr oder weniger zerstört sind, müssen die Kennzeichen der Jahrhunderte an sich tragen, die über sie hingegangen sind, müssen auch äußerlich zu erkennen geben, daß sie heutzutage nicht mehr zur Verteidigung benutzt werden, daß sie nur als Zeugen einer älteren Kultur bestehen bleiben und die Spuren der Vergangenheit an sich tragen.

Ganz besonders gilt dies bei Wiederherstellung der alten Kirchen um die Erhaltung des Baustiles, besonders des charakteristischen Kirchturmes — oft das einzige Wahrzeichen des Dorfes. Wo überflutete Wandgemälde freigelegt werden können, da gilt es, sie von sachverständiger Hand wieder aufzufrischen und zu erneuern, und wenn es auch gerade keine künstlerisch vollendete Darstellungen sind, dann ist es vielleicht eine alte Bauernkunst, die in ihrer Art ebenfalls unserer Schonung und Erhaltung verdient. Mit den alten Glocken im Kirchturm soll man nicht so leicht mütterlich umgehen und sie nicht gleich zum alten Eisen werfen, weil sie dem einen oder anderen wenig harmonisch ins Ohr klingen. Die Glocken sind den Dorfbewohnern einmal alte Bekannte, denen man auch eine Schwäche gerne verzeiht. Wie reich ist oft der Sagenkranz, der sich um sie schlingt! Da wird die Glocke zum besetzten Wesen; man liebt und versteht ihre Sprache, man läßt sich von ihr rühren, bewegen, erheben, erschrecken, begeistern, trösten und meistern.

Unsere alten Dorffriedhöfe verdienen ebenso unserer Sorge und Pflege. Ist einer außer Gebrauch gesetzt, dann pflanze man Bäume darauf, halte die Wege sauber und suche das Ganze ästhetisch zu gestalten. Aber nur dann wird eine Gemeinde ihren

alten Friedhof noch pflegen, wenn der im Gebrauch befindliche keinen wüsten, verwilderten Eindrud macht. Durch den Friedhof wird mancher, der in die Stadt verzog, allein noch an das Dorf gebunden. Tausend Häden verknüpfen so Stadt und Land. Wenn einer aus der Stadt die alte Heimat wieder aufsucht, er geht auch auf den Friedhof. Sehet darum zu, daß der Gast nicht durch verwahrloste Gräber abgesehnt wird, sondern sorgt, daß durch die Pflege der Ruhestätte euerer Toten das Heimatgefühl der Lebenden geweckt und gepflegt werde.

Und doch, wie oft wird die Heimat vergessen, verkannt, ja verspottet und verhöhnt. Wie viele sind dem Zuge der Zeit, der flucht nach den großen Städten gefolgt, um das Glück zu erlangen, das man daheim nicht sah, oder nicht sehen wollte. Betört ist mancher fortgezogen, und einsam ist er draußen gestorben. Mancher kehrt auch wieder heim; aber er ist hier fremd geworden. Er hat andere Anschauungen gewonnen, die lare Lebensauffassung der Großstadt hat ihn gefangen genommen. Die Folge davon ist der falsche Ehrgeiz, die Stadt und das Städtische nachahmen zu wollen, wobei natürlich meistens das herausgesucht wird, was auf das platte Land nicht paßt. So sehen wir dann als erstes äußeres Anzeichen dafür, auch in den abgelegenen Gegenden, die althergebrachte Tracht immer mehr verschwinden. Man schämt sich der Kleider, welche die Voreltern mit Stolz getragen haben und damit ist der Anfang gemacht, daß man sich überhaupt schämt, vom platten Land zu sein. Hier gilt es einzusehen und hier müssen alle Kräfte zusammenarbeiten, wenn Abhilfe geschaffen werden soll. Man braucht die Hauptaufgabe nicht etwa in dem Bestreben, die alten Trachten wieder einzuführen oder wieder zu beleben, zu sehen, das wäre kurzichtig, ganz abgesehen davon, daß es hierzu meistens zu spät ist. Nein, die Befämpfung der Auffassung, welche durch das Verschwinden der Tracht äußerlich gekennzeichnet wird, darauf kommt es an. Es gilt, alle Kräfte zusammenzufassen, um auf dem platten Lande den Stolz auf das Ererbte und von den Vätern Ueberkommene wieder aufleben zu lassen und zu stärken. Wir müssen die Meinung hinauszutragen suchen, daß das platte Land seine Lebensauffassung und seine Eigenart der Großstadt gegenüber nichts Minderwertiges, sondern etwas Gleichberechtigtes, im vaterländischen Interesse Erhaltenswertes ist.

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

* Der Seuchenhahn in Rußland. Die gelangenen Russen haben den Flecktyphus mitgebracht, und den deutschen Vorkriegern ist es gelungen, die sehr gefährliche Epidemie zu bekämpfen und auf ihre Herde zu beschränken. Das geschah freilich mit anderen Mitteln, als man sie in Rußland anzuwenden pflegt. Dort wird jetzt überall auf den Dörfern der Seuchenhahn angebracht. Da die russischen Bauern, die ja noch zumeist in der Nacht des tiefsten Aberglaubens stecken, die Erfahrung gemacht haben, daß die wärmere Jahreszeit besonders günstig der Verbreitung der Cholera, Pest und anderer epidemischer Krankheiten ist, so suchen sie sich in ihrer Weise davor zu schützen, indem sie bei Beginn der warmen Tage folgenden Brauch ausführen. Die Weiber schleppen um Mittag auf jedem Ende des Dorfes einen Haufen von Wirtschaftszubehören zusammen und stecken beide Hügel um Mitternacht in Brand. Zu dem einen Feuer ziehen die jungen Mädchen in weißen Kleidern oder in weißen Deniden und mit lose fliegenden Haaren einen Pfug; eine Jungfrau trägt ein Heiligenbild hintenan. Zur zweiten Brandstelle am entgegengesetzten Ende der Dorfstraße tragen die alten Frauen, schwarz gekleidet, einen schwarzen Pahn und führen ihn dreimal herum. Dann ergreift eine Alte den Pahn und läuft damit zum Feuer der Mädchen am anderen Dorfe, indes der ganze Haufe das Geschrei ertönen läßt: „Stirb, stirb, verschwinde, schwarze Seuche!“ Dann ziehen die Frauen den Pfug dreimal rund um die Dorfzunge, und alle sind überzeugt, daß diese Grenze nunmehr nicht vom Tode mehr überschritten wird. Charakterisiert sich im allgemeinen dieser abergläubische Brauch als ein Abkömmling der alten heidnischen Tieropfer, so scheint doch auch die Erfahrung dabei mitgewirkt zu haben, daß die Verbrennung des wirtschaftlichen Pankrates der Verbreitung der Seuchen Abbruch tut.

* Tolstoi über die russischen Kriegsbereiche. Die naive Methode, nach welcher das russische Volk gegenwärtig über den wahren Stand des Krieges hinweggetäuscht wird, gehört zu den merkwürdigsten strategischen Traditionen der russischen Generale. Schon Tolstoi weiß davon zu erzählen. Bekanntlich hat er als Leutnant der Artillerie den russisch-türkischen Krieg mitgemacht. Am 4. August 1855 hat er an der Schlacht am „Schwarzen Meer“ teilgenommen, kam aber mit seiner Vergatterie gar nicht zum wirklichen Kampfe. Nach dem Falle Sewastopols erhält Tolstoi die Mission, als Kurier nach Petersburg zu reisen. Vor der Abreise ward ihm noch die Pflicht zuteil, den Bericht über die letzte Phase des Feldzuges zu schreiben. Er berichtete später darüber (in „Günige Worte zum Romane „Krieg und Frieden“): „Nach dem Falle von Sewastopol sandte mir der Kommandant der Artillerie, Kriskanowski, die Berichte der Artillerieoffiziere von sämtlichen

Bastionen ein und bat mich, ich möchte aus ihnen allen (es waren ihrer mehr als zwanzig) einen einzigen Bericht zusammenstellen. Ich bedauere, daß ich diese Berichte nicht abgeschrieben habe, das wäre das beste Beispiel gewesen jener naiven, unvermeidlichen Kriegslüge, aus der dann die Schlachtbeschreibungen zusammengeleitet werden. Ich vermute, daß viele von den Kameraden, die damals diese Berichte verfaßten, beim Lesen dieser Zeilen lachen in der Erinnerung daran, wie sie auf Befehl der Obrigkeit das Schriebten, was sie gar nicht wissen konnten.“ Tolstoi sprach schon damals von „naivem Kriegslügen“. Wie würde er heute die russischen Kriegsbereiche bezeichnen, die trotz der sichersten Beweise ihres Lügensystems an ihrer Tradition festhalten?

Büchertisch.

— Wilhelm Klemm, Gloria! Kriegsgedichte aus dem Feld. Mit 18 Vollbildern nach Original-Holzchnitten von Professor Walter Klemm. Preis in Pappband 4 Mark. Verlag von Albert Langen, München. — Wilhelm Klemm ist unter unseren jungen Lyrikern wohl der, dem unsere große Zeit am meisten geschenkt hat zur edeln Reife. Denn reif und edel sind diese Gedichte; hier ist die Modernität der Form künstlerisch gemeistert, — es klebt nicht mehr die kleinste Schlacke „neutönerischer“ Pose daran. Wilhelm Klemm hat nicht nur den Krieg „draußen erlebt“, er hat ihn vor allem innerlich erlebt, mit einem starken und feinfühligem, andächtigen Herzen, ihn durchlebt bis in die Tiefen seiner Begeisterungen, seines Entsehens und seiner großen tragenden Müdigkeit, die dennoch aushält, daure es noch so lange. . . Der Verlag rechnet es sich zur Ehrenpflicht, dieses Buch auch äußerlich aus der Menge hervorzuhoben. Er gewann dazu in einem Namensvetter des Dichters, Professor Walter Klemm, dem berühmten Graphiker, eine gleichwertige Kraft. Seine 18 Holzchnitte zu den Gedichten passen sich diesen in dem groß Phantasievollen ihrer Art zu einem treu harmonischen Bunde an, wie man ihn selten findet, ohne dabei jedoch pedantisch ängstlich zu „illustrieren“. Die übrige Ausstattung ist von schlichter Vornehmheit; und so entstand ein wunderbares und im Verhältnis zu dem Gebotenen dabei sehr billiges zeitgemäßes Geschenkwerk für Leute von Geschmack.

— Die „fliegenden Blätter“ gelten seit länger denn 70 Jahren als älteste und hervorragende Vertreter echten deutschen Humors. Ueber den ganzen Erdkreis verbreitet, sind sie überall beliebt wegen ihrer Haltung, die alles irgendwie Verlehnende ausschleibt. Einwandfrei wie ihr Text sind aber auch ihre reichen und schönen Bilder, die dem Sitte erklaffiger Künstler entstammen. Die Verlagsbuchhandlung Braun & Schneider, München, stellt uns den letzten Halbjahrsband zu, und wir ersehen daraus, daß besondere Aufmerksamkeit in den „fliegenden Blättern“ jetzt ihre Beiträge aus dem Kriegesleben erweisen, das in patriotischer, gemütvoller und humoristischer Weise zur Darstellung gelangt, getreu die tiefen Leiden und die erhebenden Freuden dieser gewaltigen Zeit widerpiegeln. (Preis für das Vierteljahr [13 Nummern] Mk. 3,50.)

Rösselprung.

ich	Reich	noch	ihn	war	in	Wassam	er
schnel	Blige	mein	dem	schnell	holt's	blic	ich
die	habe	wenn	nicht	gen	ließ	säumt	lein
wec	ler	trü-	ist	leben	ein	laß	Rugen-
jetn	Zeit	sal	und	seiner	Paß	Tröpf-	ver-
ist	seig	Stunde	das	ge-	schnell	der	du
zeiger-	Freuden	einen	Schick-	vorüber	nicht	Glück	lein
des	das	schlag	aus-	Tages-	kostet	wo	sagst

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Silbenrätsels in voriger Nummer:
 Armenien — Rossini — Neapel — Obelisk — Lausanne —
 Delaware — Borneo;
 Arnold Boecklin.